

Insgesamt aber ein Buch, das aufhorchen läßt und das gewiß die Taufdiskussion beleben wird.

Wolfgang Müller

IN FERNÖSTLICHEM KONTEXT

Hannelore Kimura-Andres, Mukyokai.

Fortsetzung der Evangeliums-Geschichte. (Erlanger Monographien aus Mission und Ökumene Bd.1).

Verlag der Evangelisch-Lutherischen Mission, Erlangen 1984. 362 Seiten. Kart. DM 40,—.

Frau Kimuras gewichtige Arbeit ist in zwei Schritten entstanden. Der erste war 1973 abgeschlossen: eine Magister-Arbeit über Kanzo Uchimura (1861–1930). Japan hat sich 1853 dem christlichen Westen öffnen müssen. Der begabte junge Samurai Uchimura schien einer der geborenen Verantwortungsträger für die Modernisierung Japans zu sein. Uchimuras „Weg aus der Tradition in die Gegenwart“ (Untertitel der Magisterschrift) war aber alles andere als eine zielstrebige Karriere. Fast quälend wirkt das Stückwerk aus übernommenen und abgebrochenen Tätigkeiten, das Frau Kimura bis 1900 nachzeichnet. Auf diesem holprigen Wege kommt ein Christentums-Verständnis zustande, das Aufsehen erregt hat und weiterwirkt: Mukyokai.

Im zweiten Arbeitsschritt, für die Dissertation, konzentrierte sich Frau Kimura auf das besondere christliche Phänomen Mukyokai in dem zu 99 % nichtchristlichen Japan. „Man kann mit Uchimura alles beweisen“ (12): Dieser für Europäer ärgerlichen Uneindeutigkeit forschte sie weiter nach.

Dank der Hilfe ihres japanischen Mannes bietet sie eine Analyse auch der japanischen Original-Literatur. Sie legt Uchimuras „eigentlich einander aus-

schließende“ Gedanken dar (113–158). Das ist Theologie in einer Unabhängigkeit, die d.Rez. verblüffend an Dietrich Bonhoeffer erinnert. Wie Bonhoeffer wurde Uchimura in einem bestimmten Moment seines Lebens – in Amherst, USA, 1885 – aus einem Kirchenangehörigen zum Christen. „Ein Sünder, dem Gott vergeben hat: das ist meine Definition eines Christen, und das, glaube ich, bin ich“ (70). Diese Erfahrung schärfte seinen Blick für das eigentlich Gewisse: „Wenn das Christentum das ist, wofür ich es halte, so steht es so fest wie der Himalaya selbst“ – und was Menschen an „Kirchen, Lehren, Glaubensartikeln“ darübergebreitet haben, vermeintlich zum Schutz gegen Vergänglichkeit, das sind brennbare Stoffe und nicht der Fels selbst (103). „Ich glaube an die Thesen über Gott“ ist nicht „der Glaube, von dem das Neue Testament spricht“ (142). Was bei Bonhoeffer „einfältiger Gehorsam“ heißt, beschreibt Uchimura als das Eindringen einer Kraft, die in ihm und durch ihn ausführt, „was meinem himmlischen Vater wohlgefällt. Ich weiß, das ist nicht die Weise, in der die modernen Menschen ihr Leben betrachten“ (118). Der Aktivismus des amerikanischen Christentums verfehlt den Glauben, denn der „ist immer passiv; sonst hört er auf, Glaube zu sein“ (143). Ganz ähnlich spricht Bonhoeffer theologisch von „Passivität“ des tätigen Menschen. Gleiche Schlüsse ziehen beide zur Feindesliebe: Gott liebte die Gott hassende Welt; so ist Christentum „zuerst und wesentlich die Liebe der Feinde“. „Wie steht es aber mit den sogenannten christlichen Nationen ... die doch heftig ihre Feinde hassen, die noch dazu meistens ‚Christen-Brüder‘ sind ...?“ (135) Den Chinesisch-Japanischen Krieg (1894/95) hatte Uchimura zunächst für „gerecht“ gehalten, erkannte ihn dann

aber beschämt als einen „räuberischen“ Krieg. Seine un-westliche, unmoderne Kriegsgegnerschaft hielt er im Russisch-Japanischen Krieg (1904/05) und im Ersten Weltkrieg durch. Das Abendland mag einen kämpferischen Geist entwickelt haben; dem ursprünglich – asiatischen – Christentum mit seinem Geist der Liebe steht der Buddhismus näher (142). Im Entscheidenden hat Uchimura das Christentum von keinem Menschen empfangen, sagt er mit Galater 1,11f (98). Ein Augenblick schon ist „genug, um Gnade und Glaube zu verstehen“ (145). Wegen dieses Wunders gibt es Christentum in Japan. Nicht die „über sechshundert Sekten und Ismen, welche unter dem Begriff Protestantismus laufen“, sind die Übermittler des Christentums. „Derjenige, der Gott monopolisieren will, verliert Gott“ (138). „Kirchenloses Christentum“ wird „das Christentum der Zukunft“ sein (140). Ganz am Schluß ihres Buches gibt Frau Kimura eine Auslegung des Namens Mukyokai, dessen zwei Schriftzeichen „Nicht“ (mu) und „Kirche“ bedeuten. Das Wort Kyokai bedeutet im Japanischen auch „Grenze“, muß dann aber mit einem anderen chinesischen Zeichen geschrieben werden (279). Der Sache nach ist Mukyokai ein Versuch, Ernst zu machen mit der Erkenntnis: Wenn Kirche sich in ihre Selbstbehauptungsformen verschanzte, verfehlt sie das, was sie sein sollte. Fern vom modernen Abendland hat Uchimura schon vor 100 Jahren gespürt und verständlich gemacht, was Dietrich Bonhoeffer an der Schwelle zu seinem Tod 1945 sehen lernte: Das Christentum betrifft keinen ausgegrenzten Teil (namens Kirche), sondern die volle Diesseitigkeit.

Uchimuras unmittelbare und spätere Schüler haben seine Gedanken aufgenommen und miteinander verhandelt. Diese theologische Klärung und Ent-

wicklung wird in Frau Kimuras Darstellung (159–203) reizvoll deutlich. Besonders Toraji Tsukamoto (1885–1973) verdeutlicht Mukyokai für Liebhaber der Systematik. Er charakterisiert Uchimura als Dichter, sich selbst – ganz un-japanisch – als Juristen, der logisch denken muß (180). Mukyokai-Christentum zieht aus Luthers Glaubens-Erkenntnis „sola fide“ die Konsequenz. „Luther sagte, daß man nur durch den Glauben gerettet wird, aber er konnte nicht außerhalb der Kirche sein“ (170) – er lebte eben innerhalb eines Corpus Christianum, wo etwas anderes als Kirchenmitgliedschaft undenkbar war. Die japanischen Umstände fordern eine klare „Fortsetzung der Evangeliumsgeschichte“ (Frau Kimuras Untertitel) hin zum kirchenlosen Christentum. In der nicht kirchlich überformten Lebenswelt muß redlicherweise das „non“ aus „extra ecclesiam non salus“ weggenommen werden. Außerhalb der Kirche muß es Rettung geben, nicht monopolisiert durch Kirchenmitgliedschaft, sondern aus Glauben allein (174).

Wie christliches Leben in Japan aussieht – bei den winzigen Gruppen von Christen und der selbstverständlichen Prägung des öffentlichen Lebens durch Shinto und Buddhismus –, können sich Menschen aus kirchlichen Kreisen des Westens kaum vorstellen. Frau Kimura schildert im letzten Hauptteil, welche Formen Mukyokai angenommen hat (205–269). Zum Beispiel gilt Taufe nicht als ein „unbedingtes Muß für einen Christen“; es wäre in der unchristlichen Umgebung ein „äußerer Zwang, durch den zwar Kirchenmitglieder, aber nicht Gläubige gewonnen werden können“ (198). Gemeinde gestaltet sich in kleinen familiären Zusammenkünften, durchweg um einen Sensei – einen Lehrmeister, dem sich Schüler aus eigener Initiative anschließen (233) –, bei

dessen Tod diese bestimmte Gruppe sich auflöst (269).

Tadao Yanaihara war ein direkter Schüler Uchimuras und nicht-beruflicher Sensei (1893–1961). So wie Bonhoeffer es für die Zukunft der Kirche erwartete, verdiente er seinen Lebensunterhalt anderwärts: als Spezialist für Kolonialpolitik an der hochangesehenen Tokyo-Universität. Seit 1931 opponierte er gegen den kriegerisch kolonisierenden National-Shintoismus. Das war ein Widerstehen, das schwerlich als aktivistische Weltverbesserung abgetan werden kann.

Im Zweiten Weltkrieg vereinigten sich unter staatlichem Druck die meisten protestantischen Kirchen in Japan zur Kyodan. Die nicht-organisierte Mukyokai brauchte nicht auf Selbsterhaltung zu achten – und engagierte sich nicht für das nationale Kriegs-Anliegen. Die Kyodan schloß Kompromisse und rang sich erst 1967 zu einem Schuldgeständnis durch. Yanaihara und seine Gruppe waren im Kriege offenbar – unter Verfolgungen – das „Salz und Licht der Erde“, das die Kirche hätte sein sollen (260f). Sollte dies als eine Nebenlinie von Mukyokai, als möglichst wieder abzufangender Extremismus gewertet werden (274)?

Ilse Tödt

Hans Waldenfels/Thomas Immoos (Hrsg.), *Fernöstliche Weisheit und christlicher Glaube*. Festgabe für Heinrich Dumoulin SJ zur Vollendung des 80. Lebensjahres. (Reihe: Dialog der Religionen.) Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1985. 324 Seiten. Ln. DM 42,—.

Die Festschrift nimmt in ihrem Titel die Schwerpunkte der Arbeit Heinrich Dumoulins auf, der in seinem Lebenswerk die Begegnung mit der Glaubens-

und Geisteswelt Ostasiens gesucht hat. Die wesentlichen Gegenstände seiner religionsgeschichtlichen und theologischen Arbeiten – Zenstudien, religiöse Erfahrungen und Glaube, fernöstliche Wegweisungen, ost-westliche Begegnungen – dienen den Herausgebern als Rahmen für die Anordnung einer Vielzahl von Beiträgen. Ihre Autoren weisen die Weite des Lebenskreises auf, in dem Dumoulin gearbeitet hat. Er reicht von Schülern und Kollegen über die Ökumene weiter hinaus zu buddhistischen Gesprächspartnern in Japan und berührt auch die Religions- und Fachwissenschaftler. Im folgenden können nur einige der Arbeiten hervorgehoben werden.

Am geschlossensten wirkt der erste Themenkreis: Zenstudien. Die Thematik wird in einem Aufsatz von John C. Maraldo eingeführt, der die ganze Herausforderung in der Begegnung mit Zen verdeutlicht. Sie stellt bestehende Denkmotive, Wissenschaft, Welt, „wirklichkeit“ und den sich ihr Zuwendenden selbst in Frage. Der Ausgangsort des Fragens kehrt sich um. In der Begegnung mit dem Zen geht es darum, sich diesem Anspruch auszusetzen. In die gleiche Richtung führt Shunichi Takayanagis Interpretation des einflußreichen Buches „Shōbōgenzō“ (Die Schatzkammer des wahrhaften Dharma-Auges) von Dogen. Ausgangspunkt ist für Takayanagi das Vatikanum II. Er faßt die Gedanken Dogens, des Begründers des Sōtō, in einer Untersuchung des Begriffs der Weisheit zusammen. Erleuchtung ist nur im *za-zen* zu erlangen. Die Buddha-Natur ist einzige Wirklichkeit. In ihr verwirklicht sich Weisheit und die alles transzendierende Erleuchtung. Sie wird im Schweigen, der Sprache der Weisheit, gehört und gesehen. Ihr Inhalt ist die Identifikation von Leben und Tod. Sie umfaßt somit das Geschehen der Welt und hebt es gleich-